

Leiden und Tod, Fremdheit in der Welt

Hans-Georg Gradl

Die griechisch-römische Antike nannte die Menschen schlichtweg „Sterbliche“. Das Wort wurde als Synonym für „die Menschen“ gebraucht. Nicht von ungefähr: Die Endlichkeit des Menschen bestimmt und charakterisiert das Menschsein – und zwar nicht nur in dem Sinn, dass alle Menschen einmal sterben müssen. Die Endlichkeit des Menschen wirft schon im Lauf des Lebens Schatten voraus. Leben überhaupt ist begrenzt und endlich. Leben gibt es nur im Fragment: im Wissen um die begrenzten Möglichkeiten und Fähigkeiten, das begrenzte Glück und die begrenzte Gesundheit, die begrenzte Einsicht und Dauer des Lebens. Alles Leben ist zerbrechlich und endlich. Selbst der glücklichste und erfüllteste Lebensweg führt an Krankheiten, Schmerzen und Leiden nicht vorbei. Schon im ersten Schrei und in der ersten Träne eines Säuglings spiegelt sich die Endlichkeit des Lebens.

Wer den Menschen verstehen will, hat sich auch mit dieser – oft vergessenen und verdrängten, aber doch allgegenwärtigen – Realität auseinanderzusetzen. Was ist der Mensch? Leiden und Tod sind Ernstfälle des Lebens und Prüfsteine für das Menschenbild. Die Tragfähigkeit und Überzeugungskraft der Anthropologie hat sich in den Dunkelzonen des Menschseins und gerade angesichts von Leiden und Tod zu erweisen.

Biblische Einsichten: Der Mensch in der Fremde

Die Bibel weiß um die Endlichkeit des Lebens: „Unser Leben währt siebzig Jahre, und wenn es hoch kommt, sind es achtzig. Das Beste daran ist nur Mühsal und Beschwer, rasch geht es vorbei, wir fliegen dahin.“ (Ps 90,10) Das Leben des Menschen ist beschwerlich, voll Krankheit und Leiden. Die Lebenszeit des Menschen ist begrenzt. „Der Mensch gleicht einem Hauch, seine Tage sind wie ein flüchtiger Schatten.“ (Ps 144,4) Er vergeht wie die Blumen auf dem Feld, wie das Gras auf der Wiese: „Am Morgen grünt es und blüht, am Abend wird es geschnitten und welkt.“ (Ps 90,6) Das Alte Testament beinhaltet ganze Sammlungen von Klageliedern und Bittgebeten, die in Not und Elend formuliert wurden und von der Bedrohung des Lebens durch Leid und Tod erzählen.

Aus Leiden und Tod steigt die Sinnfrage auf. Der fromme Beter wendet sich an Gott: „Bedenke, Herr: Was ist unser Leben, wie vergänglich hast du alle Menschen erschaffen! Wo ist der Mann, der ewig lebt und den Tod nicht schaut, der sich retten kann vor dem Zugriff der Unterwelt? Herr, wo sind die Taten deiner Huld geblieben, die du David in deiner Treue geschworen hast?“ (Ps 89,48–50) Israel kann sich nicht einfach mit dem Leiden des Gerechten und – noch viel weniger – mit dem Verlust und der

Endlichkeit des Lebens abfinden. Leiden und Tod lassen nach Gott fragen. Israel ringt um Antworten: Woher kommt das Leid? Warum ist der Mensch sterblich? Welchen Sinn hat das Leiden? Endet die Macht Gottes vorm Krankenbett und an der Schwelle des Todes?

Die Frage nach dem Leiden und dem Tod des Menschen verstummt auch im Neuen Testament nicht. Im Gegenteil: Mit den zahlreichen Krankenheilungen Jesu gewinnt die Thematik eine eigene Schärfe. Das öffentliche Wirken Jesu ist zu einem Gutteil von der Begegnung mit kranken, leidenden und sterbenden Menschen bestimmt. Jesus heilt Kranke, die an allen möglichen Leiden litten (Lk 4,40); fiebrige (Mk 1,30), aussätzig (Mk 1,40), gelähmte (Mk 2,3), blinde (Mk 8,22; 10,46) oder taubstumme (Mk 7,32; 9,25) Menschen. Er weckt – so sehr solche Erzählungen auch vom Osterkerygma geprägt und durchformt sind – Tote auf (Mk 5,21–24.35–43; Joh 11,1–44). Im Widerschein macht sein Handeln deutlich, dass Leiden und Tod nicht einfach hinzunehmen sind, sondern auf Größeres hoffen lassen. Die Gebrochenheit des Lebens verträgt sich nicht mit dem Glauben an einen Gott, der das Wohl und Leben des Menschen will. Die Wunder Jesu sind kraftvolle Kontrastzeichen. Mitten in der Zerbrechlichkeit des Lebens reißen sie einen Heils- und Hoffnungshorizont auf, denn Gott „ist doch nicht ein Gott von Toten, sondern von Lebenden“ (Mk 12,27).

Für Paulus liegt die gesamte Schöpfung „in Geburtswehen“ (Röm 8,22). Alle Kreatur seufzt und leidet. Die Schöpfung ächzt unter dem „Joch der Vergänglichkeit“ (Röm 8,21). Paulus fragt: „Wer wird mich aus diesem dem Tod verfallenen Leib erretten?“ (Röm 7,24) Er kennt Krankheit und Leiden aus eigener Erfahrung (2 Kor 12,7–8). Er weiß um die ständige Bedrohung des Lebens durch den Tod (Röm 8,36) und kennt die Spiegelungen des Todes im konkreten Alltag: Hunger und Durst, Ohnmacht und Verfolgung, Not und Angst (2 Kor 11,23–29; 12,10). So zerbrechlich das Leben ist, so sehr die Gewissheit des eigenen Todes auch bedrückt, Paulus verzweifelt nicht: „Denn ich bin gewiss: Weder Tod noch Leben, weder Engel noch Mächte, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Gewalten der Höhe oder Tiefe noch irgendeine andere Kreatur können uns scheiden von der Liebe Gottes, die in Christus Jesus ist, unserem Herrn.“ (Röm 8,38–39)

Die gemeinsame Überzeugung der biblischen Überlieferung lässt sich anhand des Begriffs „Fremde“ veranschaulichen. So alltäglich das Leben von Leiden und Tod bestimmt ist, so fremd bleiben diese Wirklichkeiten einem Gläubigen. Der Mensch lebt in der Fremde. Als leidende und sterbliche Kreatur ist er nicht mehr und noch nicht in seinem eigentlichen Element. Das Leben existiert nur *in statu viatoris*, als Pilgerschaft und Reise außerhalb der eigentlichen Heimat. Der Mensch bewegt sich im Vorläufigen.

Die biblische Urgeschichte verdeutlicht dies. Leiden und Sterben beginnen außerhalb des Paradieses. Die Erzählungen im Buch Genesis (Gen 1–3) setzen eine Glaubensgewissheit ins Bild. Sie sind keine naturwissenschaftliche Darstellung und wollen es nicht sein. Sie sind ein Bekenntnis, kein Bericht, ein theologisches Gemälde, keine Photographie. Sie verleihen der Überzeugung Ausdruck, dass Leiden und Tod nicht

zum ursprünglichen Schöpfungsplan Gottes gehören. Am Uranfang „sah Gott alles an, was er gemacht hatte: Es war sehr gut“ (Gen 1,31). In der Mitte des Paradiesgartens steht der Baum des Lebens (Gen 2,9). Der Mensch lebt in Fülle und Harmonie. Kälte und Mühsal, Schmerzen und Leid beginnen erst außerhalb und fern der von Gott geschaffenen und gewollten Schöpfung (Gen 3,16–19). Dort lebt der Mensch in der Fremde. Dort ereignet sich auch der erste Todesfall (Gen 4,8). Dort ist das Leben bedroht. Die Schöpfung wird zur Gefahr, der eigene Bruder zum Mörder. Der Mensch lebt in der Fremde und ist unterwegs in ein vor Urzeiten verlorenes Paradies.

Der zentrale Inhalt der Verkündigung Jesu ist die Gottesherrschaft (Mk 1,15). Was das Reich Gottes meint und beinhaltet, scheint – für einen Moment zumindest – in den Wundern Jesu auf: in der Beseitigung von Leid, in der Heilung von Krankheit, in der Versöhnung zwischen Menschen und in der Überwindung des Todes. Leiden und Tod sind Fremdkörper und Störenfriede in der Welterfahrung und im Herzen eines Gläubigen. Sie sind nicht Teil einer Welt, in der die umfassende Herrschaft Gottes gefeiert wird. Solange aber dieses Reich noch nicht vollends Wirklichkeit ist, lebt der Mensch in der Fremde. „Es ist gerade“, formulierte Dorothee Sölle, „die versprochene Heimat, die heimatlos macht“. Die Wunder Jesu halten die Erinnerung an jene Heimat wach, die jenseits aller irdischen Begrenzungen liegt und zu der die Christen als Erdenpilger unterwegs sind.

Die frühen Christen verstehen sich – nicht nur in sozialer oder gesellschaftlicher Hinsicht – als Fremdlinge und Pilger. Die Apostelgeschichte nennt das Christentum insgesamt „den Weg“ (Apg 9,2; 19,9.23; 22,4). Als gläubiger Mensch lässt sich das Leben nur als Weg zum eigentlichen Ziel und zur himmlischen Heimat verstehen: „Unsere Heimat aber ist im Himmel. Von dorthier erwarten wir auch Jesus Christus, den Herrn, als Retter, der unseren armseligen Leib verwandeln wird in die Gestalt seines verherrlichten Leibes, in der Kraft, mit der er sich alles unterwerfen kann.“ (Phil 3,20–21) Fremde auf Erden mit einer Heimat im Himmel: Diese Sicht des Lebens kennzeichnet das urchristliche Selbstverständnis. Die Namen der Jünger sind im Himmel verzeichnet (Lk 10,20). Dort ist ihre ureigene Heimat. Sie gehören „zur Stadt des lebendigen Gottes“ (Hebr 12,22). Die Johannesapokalypse zeichnet ein formvollendetes, von biblischen Motiven regelrecht aufgeladenes Bild dieses himmlischen Jerusalems (Offb 21,9–22,5). In vielerlei Hinsicht gleicht diese Gottesstadt am Ende der Zeit dem Paradiesgarten am Anfang der Schöpfung. Lebenswasser fließt (Offb 22,1). Pflanzen schenken Heilung (Offb 22,2). Keine Dunkelheit greift um sich (Offb 22,5). Gott wohnt inmitten seines Volkes (Offb 22,3–4). Leiden und Tod gehören der Vergangenheit an: „Der Tod wird nicht mehr sein, keine Trauer, keine Klage, keine Mühsal. Denn was früher war, ist vergangen. Er, der auf dem Thron saß, sprach: Seht, ich mache alles neu.“ (Offb 21,4–5)

Um den biblischen Kanon spannt sich ein großer Hoffnungsbogen. Am Anfang steht die Schöpfung. Am Ende streckt sich das Neue Testament nach einer Neuschöpfung aus. Alles dazwischen aber ist Reise, Weg und Pilgerschaft. Umfängen von den „Fesseln des Todes“ (Ps 18,5) braucht der Glaube trotzigen Mut und widerständige Hoffnung: „Wir sind also immer zuversichtlich, auch wenn wir wissen, dass wir fern vom Herrn in der Fremde leben, solange wir in diesem Leib zu Hause sind;

denn als Glaubende gehen wir unseren Weg, nicht als Schauende.“ (2 Kor 5,6–7) Mit Krankheit, Leiden und Tod kann man sich nicht abfinden. Ein Christ kann nur dagegen hoffen: auf einen Gott, der das Wohl des Menschen will und Leben in Fülle schenkt.

Bedrückende Fragen: Gott und das Leid

Man mag ja verschmerzen können, wenn ein Mensch hochbetagt und lebenssatt stirbt und friedlich einschläft. Aber was ist mit all den anderen Formen von Leiden und Tod in unserer Welt? Kinder sterben. Unschuldige werden ums Leben gebracht. Bomben reißen Familien auseinander. Die Summe menschlicher Bosheit und Grausamkeit ist schier unüberschaubar. Krankheiten und Schmerzen, Leiden und Tod werfen schwerwiegende Fragen auf: die Frage nach Sinn und die Frage nach Gott. Gibt es ihn wirklich? Warum greift er nicht ein? Warum ist die Welt so, wie sie ist? Leiden und Tod schüren Zweifel an der Allmacht und Fürsorge Gottes. „Warst du in Stalingrad lieb, lieber Gott, warst du da lieb, wie? Ja? Wann warst du denn eigentlich lieb, Gott, wann? Wann hast du dich jemals um uns gekümmert, Gott?“, lässt Wolfgang Borchert in seinem Drama „Draußen vor der Tür“ den Kriegsheimkehrer Beckmann fragen.

Auch die Bibel ringt um Antworten. Ist das Leid in der Welt eine notwendige Folge der Freiheit, die Gott dem Menschen lässt? „Leben und Tod lege ich dir vor, Segen und Fluch. Wähle also das Leben, damit du lebst, du und deine Nachkommen.“ (Dtn 30,19) Ein Teil der Unheilsgeschichte der Menschheit mag sich über die Freiheit des Menschen erklären lassen. Der Mensch hat die Wahl. Er kann heilen, aber auch töten, lieben und hassen, salben und vergiften. Doch auf eine nicht unerhebliche Menge Leid hat der Mensch keinerlei Einfluss. Krankheiten, menschliches Unvermögen, Naturkatastrophen und schließlich der Zerfall und die Sterblichkeit des Lebens selbst sind Wirklichkeiten, die der Mensch kaum oder gar nicht beeinflussen kann.

Dient das Leid der Pädagogik und Erziehung des Menschen? „Du hast, o Gott, uns geprüft, und uns geläutert, wie man Silber läutert. Du brachtest uns in schwere Bedrängnis und legtest uns eine drückende Last auf die Schulter.“ (Ps 66,10–11) Durch Krisen kann man wachsen. Schmerzen und Leid können Einsichten vermitteln. Harte Zeiten mögen den Menschen über sich selbst hinauswachsen lassen. Aber ist es nicht vermessen, das Leid nur als Medium göttlicher Pädagogik auszugeben? Leiden wirklich nur jene, die lernen müssen? Warum leiden Unschuldige? Braucht Gott das Leid, um sich den Menschen gefügig zu machen? Was ist mit jenem Leid, dem beim besten Willen kein Sinn abgerungen werden kann?

Die traditionelle Weisheit des Alten Testaments versuchte das Leid mit dem Tun-Ergehen-Zusammenhang zu erklären. Gute Taten bringen im Leben gute Resultate hervor. Böse Taten dagegen verursachen Leid. Ein Gott wohlgefälliges Leben wäre demnach die beste Versicherung gegen das Leid:

„Wohl dem Mann, der nicht dem Rat der Frevler folgt, nicht auf dem Weg der Sünder geht, nicht im Kreis der Spötter sitzt, sondern Freude hat an der Weisung des Herrn, über seine Weisung nachsinnt bei Tag und bei Nacht. (...) Alles, was er tut, wird ihm gut gelingen.“
(Ps 1,1-3)

An der Person Hiobs scheitern die vermeintlich klaren Lösungen des Tun-Ergehen-Zusammenhangs. Die Freunde Hiobs forschen nach und graben tief in seiner Biographie. Irgendwo muss der Fehler liegen: „Bedenk doch! Wer geht ohne Schuld zugrunde? Wo werden Redliche im Stich gelassen?“ (Ijob 4,7) Das Leid Hiobs lässt sich in den Augen seiner Freunde nicht anders erklären: „Wisse, dass Gott dich zur Rechenschaft zieht in deiner Schuld.“ (Ijob 11,6)

Eben diesen Kausalnexus zwischen Schuld und Leid gibt es in Hiobs Leben aber nicht. Hiob pocht auf seine Unschuld und ruft Gott als Richter an: „Seht, ich bringe den Rechtsfall vor; ich weiß, ich bin im Recht.“ (Ijob 13,18) Leiden und Schmerzen, Unglück und Scheitern lassen sich nicht einfach erklären. Mit den Freunden Hiobs lernt das Alte Testament tiefen Respekt vor dem Leid und Vorsicht vor allzu schnellen und simplen Antworten.

Leiden und Tod bleiben rätselhaft und geheimnisvoll. Auch Hiob erhält keine allseits befriedigende Antwort auf seine Klage. Er kann die Hinter- und Sinngründe des Leids in der Welt nicht ermessen und Gott nicht begreifen. Tröstlich ist allein die Tatsache, dass Gott spricht und sich dem Leidenden zeigt. Er fordert Hiob zum Vertrauen in seine Schöpfermacht auf: „Wo warst du, als ich die Erde gegründet habe? Sag es, wenn du es weißt.“ (Ijob 38,4) Am Ende bleibt nichts anderes als das Vertrauen in die Größe und Macht Gottes. Wenn auch seine Wege und Entscheidungen dem Menschen unverständlich bleiben, seine Existenz gibt Hoffnung im Leid.

Die Antwort des Kreuzes: Ein verändertes Gottesbild

Die Gottesfrage Hiobs findet im Glauben an Jesus Christus eine entscheidende Zuspitzung und Vertiefung. Der Weg Jesu führt ins Leiden und in den Tod. Der Gekreuzigte gleicht in seinen Worten am Ende Hiob: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ (Mk 15,34) Hiob und Jesus teilen die gleiche Verzweiflung und Gottverlassenheit, den beißenden Spott und die Vorwürfe der Menschen (Mk 15,29). Beide werden wie Verbrecher behandelt (Mk 15,27) und ungerechterweise verurteilt (Mk 15,15; Apg 2,23). Doch der Gekreuzigte nimmt nicht nur die Fragen Hiobs auf, er führt sie auch fort. Im Glauben an die Gottessohnschaft Jesu wird Gott selbst zum Hiob: zum leidenden, verlassenem, verurteilten und getöteten Gerechten. Dieser Glaube an den gekreuzigten Gott revolutioniert das Gottesverständnis. Gott bleibt nicht teilnahmslos. Er hört nicht nur die Schreie der Leidenden, er stößt sie selbst aus. Er blickt nicht nur auf Hiob hernieder, sondern sieht die Welt aus den Augen Hiobs. Dieser Gott thront nicht unberührbar im Himmel und kennt das Leid seiner Geschöpfe nicht nur vom Hörensagen. Er steigt selbst ins Leben ein, „erniedrigt sich“ und wird „den Menschen gleich“ (Phil 2,7-8).

Doch die Solidarität Gottes mit den Leidenden ist nicht die einzige Botschaft des Gekreuzigten. Die Geschichte Hiobs endet nicht am Kreuz. Was hätte Hiob auch gewonnen, wenn Gott zwar sein Schicksal teilt, aber darin ebenso untergeht und damit das Scheitern nur umso endgültiger macht? Mit dem Glauben an die Auferweckung des Gekreuzigten findet auch die Geschichte Hiobs ihr eigentliches Ende erst an Ostern. Ostern reißt den finsternen Himmel des Karfreitags auf. Am Ende lebt der vom Leiden gezeichnete und Wundmale tragende Gekreuzigte. An ihn kann sich Hiob halten. Er ist Leidens- und Weggefährte, aber eben auch Rettungsanker und Hoffungsgrund.

Für die frühen Christen ist das Bekenntnis zu einem gekreuzigten Gottessohn bei Leibe keine Selbstverständlichkeit. Wo die Jünger auf einen machtvollen erlösenden Eingriff gehofft hatten, sehen sie einen wehrlos am Kreuz endenden Jesus: „Wir aber hatten doch gehofft, dass er der sei, der Israel erlösen werde.“ (Lk 24,21) Es braucht Zeit, bis die Jünger die existentielle Bedeutung des Kreuzes und des mitleidenden Gekreuzigten begreifen: „Musste nicht der Messias all das erliden, um so in seine Herrlichkeit zu gelangen?“ (Lk 24,26) Er musste es und tat es für Hiob und seine Geschwister. Der Gekreuzigte führt Hiob durch das Kreuz hindurch und über Golgota hinaus. Eine theoretische Antwort auf die Frage nach dem Leid bekommt Hiob nicht. Aber er erhält einen Weggefährten und erblickt Licht am Ende des Weges: „Dazu seid ihr berufen worden; denn auch Christus hat für euch gelitten und euch ein Beispiel gegeben, damit ihr seinen Spuren folgt.“ (1 Petr 2,21)

In seinen „Pensées“ fasst Blaise Pascal den Kern dieses urchristlichen Gottesbilds und die Botschaft des Kreuzes im Leiden der Welt prägnant zusammen: „Das Wissen von Gott ohne Kenntnis unseres Elends zeugt den Dünkel. Das Wissen unseres Elends ohne Kenntnis von Gott zeugt die Verzweiflung. Das Wissen von Jesus Christus schafft die Mitte, weil wir in ihm sowohl Gott als unser Elend finden.“

Perspektiven und Impulse: Im Angesicht von Leid und Tod

„Wer über Narben lacht, weiß nicht was Wunden sind“, hat William Shakespeare einmal formuliert. Wer Leid und Tod respektlos gegenübertritt oder bagatellisiert, kann noch nicht viel von der Härte und Herausforderung dieser bedrückenden Seite des menschlichen Lebens verstanden haben. Auch die Theologie ist gut beraten, nicht mit vorschnellen Antworten aufzuwarten und Leid und Tod nicht durch oberflächlichen Trost zu kosmetisieren. Im Zweifelsfall steht ihr Schweigen besser zu Gesicht als schulmeisterliche Ratschläge und unsensible Besserwissererei.

Was ist der Mensch angesichts der bedrückenden Wirklichkeit von Leid und Tod? Abschließend seien nur noch einige Einsichten in Erinnerung gerufen, die sich aus der biblischen Botschaft ergeben und die das christliche Menschenbild kennzeichnen.

Wenn die Bibel vom Menschen spricht, ist stets der ganze Mensch gemeint. Wenn der Mensch leidet, leidet der ganze Mensch. Wenn der Mensch krank ist, ist nicht nur ein

Glied oder Organ betroffen. Das Neue Testament bleibt hinsichtlich genauer Krankheitsdiagnosen denkbar unbestimmt. Die Krankheit wird eher unter einem existentiellen Aspekt in den Blick genommen. Sie belastet und raubt Lebenszeit (Mk 5,25; Joh 5,5; Apg 3,2). Die Krankheit setzt den Möglichkeiten des Menschen Grenzen (Mk 9,20–22). Sie betrifft die Beziehungen (Mk 5,22–23; Lk 7,15), das soziale und kultische Leben (Mk 1,44) und auch das Gottesbild (Joh 9,2–3). Kurzum: Die Bibel setzt sich gegen eine organzentrierte Sicht des Menschen zur Wehr. Sie erinnert an die sozialen, gesellschaftlichen und religiösen Implikationen und die persönlichen Folgen einer Krankheit oder eines Leidens. Der Mensch ist mehr als ein defektes Glied, als ein geschädigtes Organ oder ein psychisches Leiden. Auch im Leid, im Sterben und im Tod bleibt der Mensch ein von Gott geliebtes und mit Würde ausgestattetes Geschöpf.

Leiden und Tod werden in unserer Welt und Gesellschaft zunehmend privatisiert und in Sterbezimmer verlagert. Nicht selten erfolgt auch das Begräbnis in aller Stille: ohne eine Gelegenheit zum Abschiednehmen für Freunde und Kollegen. Doch Leid und Tod eines Menschen haben auch eine gemeinschaftliche Dimension und Bedeutung. Die christliche Gemeinde in Thessalonich trauert um ihre Verstorbenen (1 Thess 4,13). „Wenn ein Glied leidet, leiden alle Glieder mit.“ (1 Kor 12,26) An der Krankheit des Einzelnen nimmt die Gemeinde Anteil: „Ist einer von euch krank? Dann rufe er die Ältesten der Gemeinde zu sich; sie sollen Gebete über ihn sprechen und ihn im Namen des Herrn mit Öl salben.“ (Jak 5,14) Die Sorge um Kranke und Leidende und ihre Einbindung in die Gemeinschaft sind Grundvollzüge und Vitalitätszeichen einer Gemeinde. Leid und Tod sollten nicht trennen, sondern Menschen zum Zusammenhalt und zur gegenseitigen Hilfe und Mitmenschlichkeit bewegen.

Das bewusste Wahrnehmen der Endlichkeit des Lebens und die Einsicht in die Geschöpflichkeit des Menschen verändert die Einstellung zum Leben. Leben ist eben nicht wiederholbar oder beliebig verlängerbar. Der Tod setzt dem Leben eine Grenze: „Unsere Tage zu zählen, lehre uns, dann gewinnen wir ein weises Herz.“ (Ps 90,12) Bei aller Belastung und Gebrochenheit bleibt das Leben Geschenk und Auftrag. Der unabwendbare Tod macht die Lebensspanne so bedeutend, einzigartig und schützenswert. Es geht nicht um eine Ausbeute des Lebens, um ein Maximum an Erfahrungen und Erlebnissen oder um schonungslosen Luxus. Vielmehr geht es um das bewusste Stehen und Gestalten der Lebenszeit und das Adeln des Augenblicks. Und es geht um die Werte und Verhaltensweisen, um Solidarität und Mitmenschlichkeit und die verantwortungsvolle Gestaltung des Lebens: „Seid wie Menschen, die auf die Rückkehr ihres Herrn warten“, sagt Jesus, „und die ihm öffnen, sobald er kommt und anklopft“ (Lk 12,36).

Der Mensch kann sich letztlich nicht selbst vom Leid erlösen und vom Tod befreien. Er bleibt ein Geschöpf Gottes: „Nimmst du ihnen den Atem, so schwinden sie hin und kehren zurück zum Staub der Erde.“ (Ps 104,29) Das Wissen um die Geschöpflichkeit des Menschen bedingt einen realistischen und menschlichen Umgang mit Leid und Tod. Gerade in unserer hochtechnisierten und auf Machbarkeit ausgerichteten Welt mag es zunehmend eine Aufgabe sein, die Grenzen des Lebens anzuerkennen und menschlich zu gestalten. Die Bibel weiß nichts von einem Recht auf ewige Gesundheit

und vollkommenes Glück. Sie hofft auf die Überwindung von Leiden und Tod. Aber letztlich bewerkstelligt dies nicht der Mensch, sondern Gott. „Er beseitigt den Tod für immer. Gott, der Herr, wischt die Tränen ab von jedem Gesicht.“ (Jes 25,8) Nur im Machbarkeitswahn werden Ärzte zu Halbgöttern, Kliniken zu Kathedralen und die Gesundheit zum allein seligmachenden Gut. Doch muss es – ohne sich vorschnell ärztlicher Kunst und menschlicher Möglichkeiten zu berauben – im Leben nicht auch darum gehen, das Abschiednehmen und Sterben zu lernen?

Wenn in der Bibel von Leid und Tod die Rede ist, ist auch die Liebe nie weit entfernt. Jesus weint am Grab seines Freundes Lazarus (Joh 11,35). „Seht, wie lieb er ihn hatte“ (Joh 11,36), sagen die Dabeistehenden. Ein Liebender kann nicht ertragen, dass die geliebte Person leidet. Um wieviel weniger kann sich ein Liebender mit dem Tod abfinden! Friedhöfe waren Liebenden schon immer suspekt. Sie sehen sie eher als Gärten und nicht als Gruften. Die Liebe trägt den Keim der Hoffnung in sich und ahnt, dass Leiden und Tod nicht das letzte Wort behalten können. Für den Glauben an einen liebenden Gott sind Leiden und Tod eigentlich ein Ding der Unmöglichkeit. Beides geht auf Dauer nicht zusammen. Die christliche Heilshoffnung baut auf die durchsetzungsfähige Liebe Gottes. Aus ihr lebt und auf sie vertraut der Christ – so schwer es sein mag – auch im Leid und im Tod: „Doch all das überwinden wir durch den, der uns geliebt hat.“ (Röm 8,37)